

# Gegenüber dem Gegenüber. Geschichtsschreibung im Schatten der Massenverbrechen

Valérie Rosoux

*Etienne François habe ich bei der Disputation meiner Dissertation kennengelernt. Seine Schriften und sein Ruf waren mir bekannt. Von dem Tag an hat sich ein ununterbrochener Austausch entwickelt, der mir zu einer Art sicheren Ankers wurde. Das gab mir Mut, bei meinen Forschungsfahrten „mit vollen Segeln“ auszulaufen. Folgender Text skizziert einige dieser Überquerungen. Bei allen segelte ich, wie mir im Nachhinein klar wurde, auf die eine oder andere Art und Weise stets im Kielwasser von Etienne François' Ansätzen und Einsätzen. Ihm sind diese Seiten in tiefer Dankbarkeit gewidmet.*

## Einführung

Leitfaden dieses Bands ist das Paradigma des „Dazwischen“.<sup>1</sup> Ein Brückenbauer zwischen den Ländern, Kulturen und Disziplinen: Diese Figur, die Etienne François zeit seiner Karriere mustergültig verkörpert hat, hat eine ganze Forschergeneration geprägt.<sup>2</sup> Einige ausgewählte Erfahrungsberichte mögen dies erhellen.

Es beginnt symptomatisch gleich mit meinem persönlichen Ausgangspunkt: Belgien. Angesichts seiner Größe und seiner Funktion als Pufferstaat ist Belgien ein Zwischenraum par excellence. Das Land ist insgesamt friedlich und doch ist es bekanntlich tief gespalten – ein Fallbeispiel für Erinnerungsforscher, die sich für äußerst komplexe Erinnerungsknäuel interessieren. Der Begriff des „Belgiertums“ gehört sicherlich nicht überstrapaziert, doch scheint mir, dass die Bruchlinien, die sich durch das flache Land ziehen, sich nicht allein auf den Sprachenstreit reduzieren lassen. Es sind auch sozio-ökonomische, kulturelle und politische Brüche im Spiel. Zu den Verwerfungen tragen auch unverdaute, bleierne nationale Erinnerungen wie die Erinnerungen an die Weltkriege und die koloniale Vergangenheit bei, auf die später noch näher eingegangen wird.

Zu diesem fragmentierten Ausgangspunkt kommt meine Positionierung zwischen den Disziplinen hinzu. Nach dem Studium der Politikwissenschaften und der Philosophie habe ich nie viel von disziplinärer „Reinheit“ und gegenseitigen Abgrenzungen gehalten. Im Laufe meiner Forschungen haben sich vielmehr in Anlehnung an Etienne François' eigene Praxis – die dreibändige Publikation „Europa. Notre histoire“ ist in der Hinsicht vorbildlich – die Disziplinen allmählich zu Gunsten von Recherchen vermischt, an denen Historiker, Anthropologen, Juristen und Sozialpsychologen beteiligt waren, und bei denen die verschiedensten Methoden und Herangehensweisen (qualitative und quantitative Forschungen auf einer Mikro-, Meso-, und Makroebene) angewandt wurden.<sup>3</sup> Diese Herangehensweise und

---

<sup>1</sup> Siehe dazu die schöne Einführung Etienne François' zu Franz Stock, *Journal de guerre. Ecrits inédits de l'aumônier du Mont Valérien*, Paris, Cerf, 2017, S. 13-47.

<sup>2</sup> Siehe Jean-Pierre Rioux, Etienne François, Européen sans frontières, *La Croix*, 11.03.2020.

<sup>3</sup> Etienne François, Thomas Serrier (Hg.), *Europa. Notre histoire*, Paris, Les Arènes, 2017. Dt. : Europa. Die Gegenwart unserer Geschichte, Darmstadt, WBG, 2019.

der durchgehend praktizierte Perspektivenwechsel führten zu einer Art Nomadenleben zwischen der Université de Louvain und den Max-Planck-Instituten in Luxemburg und Halle. Sowie Etienne François es seinerzeit vorgelebt hatte, wurden Züge, insbesondere Nachtzüge, zum Büroersatz. Jenseits dieser Lebensführung zwischen vielen Welten kennzeichnet die Kategorie des Dazwischen im Wesentlichen jedoch meinen Forschungsgegenstand, mehr noch: meine Forschungsobsession, nämlich Nachkriegssituationen. Postkonfliktzonen schweben im Nachspiel von Gewalt und Zerstörung noch lange in einem Zwischenzustand: zwischen Krieg und Frieden, zwischen Gedächtnis und Hoffnung, zwischen Qual und Wahl der Vergangenheit.<sup>4</sup> Im wissenschaftlichen Lexikon geben Großkategorien den Ton an: Akteure und Beobachter sprechen meist im Singular von *dem* Krieg, *der* Versöhnung, *der* Justiz, *der* Wiedergutmachung, *dem* Wiederaufbau, auch wenn die Prozesse, um die es geht, immer spezifisch sind. Internationale Kriege, Bürgerkriege, koloniale Kriege und Genozide, um diese vier Kategorien zu nennen, unterscheiden sich zum Beispiel fundamental im Hinblick auf die Konstruktion und Dekonstruktion des Anderen. In einem konventionellen Krieg werden die Anderen als Feinde wahrgenommen, die bekämpft werden müssen. In Kontext eines Bürgerkriegs nehmen die Anderen die Züge von Verrätern an, die es zu bestrafen gilt. In einem kolonialen Verhältnis werden die Anderen zumindest aus dem Blickwinkel der kolonialen Behörden wie kleine Kinder gesehen, die erzogen werden müssen, oder wie zu zivilisierende Barbaren. Bei einem Völkermord werden die Anderen schließlich stigmatisiert ähnlich dem todgeweihten Vieh, das abgeschlachtet werden soll. Diese Kategorien schließen einander nicht aus, zeigen jedoch, wie breit und differenziert das Spektrum sein kann. Wichtig ist bei all diesen Fällen, dass der jeweilige Zwischenzustand sich nur dann erklären lässt, wenn man die Langzeitdauer mit berücksichtigt.

Welche Geschichte soll und kann man in diesem hypersensiblen, oftmals mehrgenerationellen Schwebezustand denn erzählen? Diese Frage soll als Leitfrage für die folgenden Überlegungen dienen. Als Nicht-Historikerin werde ich kaum das Ziel verfolgen wollen, definitiv zu bestimmen, welche inhaltlichen Elemente einer Geschichte aufbewahrt werden müssen. Vielmehr versuche ich hier, einige Überlegungen über den adäquaten „Platz“ des Forschers beim „narrativen Erzählen“ einer Gewalterfahrung zu artikulieren.<sup>5</sup> Im englischsprachigen Wissenschaftsdiskurs ist von *positionality* die Rede. Zwei Erfahrungen scheinen mir in dem Zusammenhang besonders aufschlussreich. Die erste führt nach Ruanda im Jahr 1994. Dort wurde der Geschichtsunterricht in der Folgezeit des Völkermords an den Tutsi schlichtweg abgeschafft. Die zweite spielt sich ungefähr dreißig Jahre später in Brüssel ab. Hier tagte eine parlamentarische Kommission, deren Ziel die Revidierung der Geschichtsschreibung über das heikle Kapitel der Kolonialzeit war. Beide zeugen auf unterschiedliche Art von der extremen Schwierigkeit einer Geschichtsschreibung im Schatten der Verbrechen.

### **Postgenozid: Gegenüber dem Gegenüber**

Die vielleicht einprägsamste Erfahrung, die am Anfang meines Forscherlebens stand, ereignete sich im Frühjahr 1994 ganz in der Nähe der belgisch-französischen Grenze. Claudine und ich standen kurz vor dem Abschluss unseres politikwissenschaftlichen Studiums, während Natan sein Studium der VWL abschloss. Alle drei hockten wir in einer Provinzstadt und büffelten zusammen für die Klausuren, als wir in den Nachrichten vom Abschuss des Präsidenten-Jets erfuhren, der den ruandischen Präsidenten Habyarimana transportierte. Während ich das

---

<sup>4</sup> Marie-Claire Lavabre, Du poids et du choix du passé. Lecture critique du ‘syndrome de Vichy’, in: Denis Peschanski, Michael Pollak, Henry Rousso (Hg.), *Histoire politique et sciences sociales*, Bruxelles, Complexe, S. 265-278.

<sup>5</sup> Siehe Paul Ricoeur, *Zeit und Erzählung*, 3 Bde., München, Fink, 1988-1990 (Franz. Erstauflage 1983-85).

Ereignis ohne weiteres Nachdenken zu Kenntnis nahm, erstarrten Claudine und Natan. Beide kamen aus Ruanda.<sup>6</sup> Es folgten frenetische Tage, in denen wir “live” – wenn auch aus sicherer Ferne – das entsetzliche Geschehen verfolgten, während Europa sich gerade anschickte, das fünfzigste Jubiläum der Landung in der Normandie vom 6 Juni 1944 unter dem emotional aufgeladenen Motto „Nie wieder!“ zu begehen.<sup>7</sup>

Jene Apriltage vergingen am Telefon in der Hoffnung auf Nachrichten aus Kigali. Nach Tagen der Funkstille kam die Meldung, dass Claudines Bruder gerade ermordet worden sei. Später wurde die Verbindung abgeschnitten. Drei Monate später führte die Machübernahme durch Paul Kagame und seine Ruandische Patriotische Front (FPR) zur Flucht von Natans Vater, der Minister in der Regierung Habyarimanas war. Es herrschte eine große Verwirrung über die tiefere Bedeutung der ethnischen Zugehörigkeit im Kontext des Mordens: Claudine, die als Tutsi galt, und Natan, der sich als Hutu definierte, hatten doch als erste aus unserer Gruppe überhaupt geheiratet. Ihnen gegenüber sah ich mich als eine außenstehende Dritte bis zum Rückzug der belgischen Blauhelme (in dem Augenblick, „als wir sie am meisten gebrauchten“).<sup>8</sup>

Jene Tage und Wochen bestimmten meine künftigen Forschungen. In einer ersten philosophischen Abschlussarbeit beschäftigte ich mich mit Fragen der Verantwortung vor dem Unabänderlichen. Wenig später stand der Umgang mit Erinnerungen am Ausgang eines Krieges im Mittelpunkt meiner politikwissenschaftlichen Dissertation. Dabei wurde der Wandel in den öffentlichen Meistererzählungen über die Vergangenheit zunächst auf der Makroebene analysiert, der Ebene der offiziellen Reden und der Lehrbücher (meine anfängliche Dokumentation setzt sich aus Archivgängen zusammen). Daran knüpften sich im Laufe der Zeit eine partizipierende Beobachtung auf Vereinsebene (Mesoebene) und zunehmend individuelle Gespräche (Mikroebene) an. Die Berücksichtigung dieser drei Ebenen stellt sich als entscheidendes Mittel heraus, wenn man die Dinge, „sowie sie sind“, beschreiben möchte.<sup>9</sup>

Doch spätestens mit eben diesem Wunsch taucht die Frage der Legitimität auf. Wie soll/kann man sich über den offiziellen Umgang mit diesem Genozid positionieren, wenn man selbst nicht Ruanderin ist? Was lässt sich über den intimen Umgang mit der Erfahrung des Völkermords sagen, wenn man selbst keine Überlebende ist? Diese bohrenden Fragen zwingen zum einen zu einem intensiven Zuhören. Es ist ebenfalls sehr wichtig, sich nicht in Karpmans Drama-Dreieck einfangen zu lassen, denn die Figuren des Opfers, des Täters und des Retters können sich als besonders schwammig erweisen.<sup>10</sup> Die meisten Reflexionen über den offiziellen Umgang mit einer konflikthaften Vergangenheit entfalten sich entlang des Begriffspaars des Erinnerns und Vergessens,<sup>11</sup> doch scheint die Unterscheidung wenig relevant, um Postkonfliktsituationen zu verstehen. Noch Jahrzehnte nach dem traumatischen Ereignis tritt kein Vergessen ein. So scheint es eher angebracht, die sperrigen Kategorien des Erinnerns und Vergessens gegen einen praxisorientierten Ansatz zu vertauschen, bei dem es um die benutzten Worte und noch mehr

<sup>6</sup> Die Vornamen meiner Freunde sind hier geändert.

<sup>7</sup> Zum Thema europäischer Kommemorationen siehe Etienne François, *Commémorer en Europe*, in: *Inflexions*, vol. 25, n° 1, 2014, S. 71-77.

<sup>8</sup> So Ban Ki-Moon in Kigali, am 7. April 2014.

<sup>9</sup> Claudine Galea, *Les choses comme elles sont*, Paris, Verticale, 2022.

<sup>10</sup> Stephen Karpman, “Fairy tales and script drama analysis”, *Transactional Analysis Bulletin*, vol. 7, 26, 1968, S. 39-43.

<sup>11</sup> Siehe z. B. Timothy Garton Ash, « The Waters of Mesomnesia », in: Anne-Marie Le Gloannec, Aleksander Smolar (Hg.), *Entre Kant et Kosovo. Études offertes à Pierre Hassner*, Paris, Presses de Sciences po, 2003, S. 405-419.

um die fehlenden Worte geht.<sup>12</sup> Ein Urteil über die „Legitimität“ der beobachteten Verhaltensweisen *in abstracto* zu fällen, verbietet sich von selbst, auch wenn oder gerade, weil man begreifen möchte, mit welchen Dynamiken man es hier zu tun hat.

Es ist nicht immer leicht, die Entscheidung, in der öffentlichen Debatte nicht wie etwa ein Soldat auf dem Schlachtfeld Position zu nehmen, gegen alle Ströme zu behaupten. Verbale Reaktionen etwa auf Tagungen und Konferenzen offenbaren ganz deutlich diesen Drang, in äußerst angespannten politischen Situationen den Forscher einzuspannen, ihn für ein Lager zu gewinnen. Meistens rühren solche Versuche einer Vereinnahmung von militanten, ja, gegensätzlichen Positionen her. Ein 2004 in Genf gehaltener Vortrag stieß zum Beispiel auf Unverständnis bei einigen Ruandern, die sich darüber aufregten, dass ich manche Entscheidungen der Regierung in Kigali angeblich hinterfragt hatte, während andere Zuhörer ausgerechnet die fehlende Kritik an der Regierung vermissten, die nach ihrem Geschmack viel massiver hätte ausfallen sollen.<sup>13</sup> Zehn Jahre später schlug die Kritik in die gleiche Kerbe, als ein ruandischer Student sein Staunen darüber kundgab, dass ich allem Anschein nach immer noch nicht mein Lager gewählt hätte.<sup>14</sup> Die Teilnahme an den Gedenkfeiern im April 2010 erwies sich in der Hinsicht als besonders aufreibend. Als ich gerade dabei war, in Begleitung eines ehemaligen Doktoranden das Zentrum Kigalis zu verlassen, begegneten wir einer älteren Dame, die sich an uns wandte und einige Worte auf Kinyarwanda in unsere Richtung brüllte. Obwohl ich deren Sinn nicht verstand, ließ ihr scharfer, durchdringender Blick keinen Zweifel an ihrer tiefen Bedeutung zu. Auf mein Drängen übersetzte man sie mir: „Geh zurück nach Haus. Es ist zu spät.“<sup>15</sup> Diese schneidenden Worte an die weiße, belgische Touristin, für die ich gehalten wurde, verfehlten nicht ihr Ziel und wirkten wie ein Dammbbruch. Doch statt nach Hause zu gehen, fuhr ich nach Washington.

## Postkolonie: Unmögliche Äquidistanz

Für ein Jahr übernahm ich eine Forscherposition im Rahmen des *United States Institute of Peace*. Mein Forschungsvorhaben kreiste um eine paradoxe Beobachtung, die ich bei Interviews in Ruanda, aber auch im Balkan und Südafrika immer wieder gemacht hatte. Dabei ging es um den Begriff der Versöhnung. Während die Mehrheit der Politiker, Sozialarbeiter und Forscher in großer Einstimmigkeit und mit überzeugenden Argumenten für die Versöhnung plädierten, äußerten die meisten Opfer ihre Bitterkeit gegenüber dem Begriff. Am Ausgeprägtesten war und ist diese Dissonanz im Balkan, wo die offiziellen Vertreter der Europäischen Union Versöhnung als die Kondition sine qua non des EU-Beitritts präsentieren, während der Begriff vor Ort als Unwort, als *dirty word* gehandelt wird.<sup>16</sup> Während ich diesen paradoxen Befund auseinanderzunehmen versuchte, konnte ich mir freilich nicht vorstellen, dass er mich wenig später in meinem eigenen Land einholen würde.

Im August 2020 stieß ich zu einer Expertengruppe, die das belgische Parlament zu dem Zweck ernannt hatte, eine Kommission, die den Umgang mit der kolonialen Vergangenheit Belgiens (er)klären sollte, in ihrer Arbeit zu begleiten. Der Entstehungskontext des Ausschusses war die Bewegung *Black Lives Matter*. In Belgien hatte George Floyds gewaltsamer Tod alte Spannungen um koloniale Symbole, allen voran die Figur Leopolds II, geweckt.

---

<sup>12</sup> Siehe Hannah Arendt, *Vies politiques*, Paris, Gallimard, 1974, S. 34-35 et Jacques Le Goff, *Histoire et mémoire*, Paris, Gallimard, 1988, p. 177.

<sup>13</sup> „L’histoire comme arme de guerre“. Internationale Tagung der Universität Genf und des Internationalen Rotkreuz- und Rothalbmond museums, 3-4. September 2004.

<sup>14</sup> Louvain-la-Neuve, 15. Mai 2014.

<sup>15</sup> Kigali, 9. April 2010.

<sup>16</sup> Belgrad, 25. Mai 2014.

Die Einrichtung der Kommission erfolgte tatsächlich in raschen Schritten. Ihr Ziel war es, sich ohne weiteres Herumlavieren mit der kolonialen Vergangenheit und ihren anhaltenden Nachwirkungen, namentlich im Bereich der rassistischen Diskriminierung, zu konfrontieren. Sie setzte sich hohe Ambitionen, ging es doch um die „Versöhnung aller Belgier (inkl. der Belgier kongolesischer, ruandischer und burundischer Herkunft)“.<sup>17</sup> Jenseits des Versöhnungsauftrags hoffte man auf eine allgemeine Belebung der kolonialen Geschichtsschreibung und auf bessere Lösungen zur Konservierung, Öffnung und Zugänglichkeit der Archivbestände in Belgien, Kongo, Ruanda und Burundi. Doch dieses Mal war ich keine außenstehende Dritte mehr: Ich bin nämlich Bürgerin des Staates, in dessen Namen einst Versprechen gegenüber den drei Ländern gemacht wurden, die partout nicht eingehalten wurden. Die Legitimitätsfrage stellte sich diesmal also anders.

In der Expertengruppe war nicht die Staatsbürgerschaft wie damals in Ruanda ausschlaggebend, sondern die Disziplin und die Filiation. Die erste, mit dem Schlussbericht beauftragte Expertenkommission bestand aus fünf Historikern (drei Belgiern und zwei Kongolesen), zwei Spezialisten für *Transitional Justice*, zwei Vertretern aus Afrovereinen der Diaspora, schließlich einem burundischen Bischof, dem ehemaligen Vorsitzenden der Kommission für Wahrheit und Versöhnung in Burundi.<sup>18</sup> Als die Liste bekanntgegeben wurde, kam es zu zweierlei Reaktionen. Die erste Kritik, die sich an der Präsenz von Aktivisten in der Kommission entzündete, drückte ein Historikerkollektiv aus, das eine rein akademische Zusammensetzung vorgezogen hätte.<sup>19</sup> Die zweite Kritik aber kam aus den Reihen derjenigen Nachkömmlinge der afrikanischen Diaspora in Belgien, deren Vereine in der Kommission nicht vertreten waren. In ihren Augen hätte die Kommission sich ausschließlich aus Mitgliedern der Diaspora zusammensetzen sollen. Ihr Argument ließ sich nicht von der Hand weisen: „Es geht um unsere Geschichte und unser Leben“.<sup>20</sup>

Das Argument eskalierte sogar innerhalb der Kommission, wo manch eine Bemerkung über die „stolzen Nachfahren der Kolonisatoren“, die den „Platz der Schwarzen“ wegnehmen, der Entwicklung eines konstruktiven Dialogs nicht immer dienlich war. Ihr Verdienst lag jedoch im ungeschönten Ausdruck des Ressentiments und des Überdrusses, den ein Fragment der belgischen Bevölkerung tatsächlich so empfindet. Nach der Präsentation des ersten Berichts war in meinen Augen die Sache abgeschlossen. Doch das Parlament ernannte einige Wochen später eine zweite Expertengruppe mit drei Teilnehmern, die mit der Organisation von Anhörungen und der Redaktion des Abschlussberichts beauftragt wurden. Als Teil dieser zweiten Runde konnte ich meine partizipierenden Beobachtungen fortsetzen.<sup>21</sup> Es wurden circa hundertfünfzig Wissenschaftler, Augenzeugen und Vertreter diverser Vereinigungen angehört, während etwa die gleiche Zahl an Gesprächen im Kongo, in Ruanda und in Burundi organisiert wurden. Die Arbeit mündete in 137 Vorschläge, die keinen Aspekt des Problems unerwähnt ließen: die Archivbestände, das Thema Bildung und Forschung, der wissenschaftliche Austausch mit Studenten und Forschern aus der Region der Großen Seen, die Außenpolitik, die Reparationen, der Kampf gegen Diskriminierungen. Diese Gemeinschaftsarbeit großen Maßes

<sup>17</sup> Der Versöhnungsauftrag wird im Einladungsdokument zur Mitarbeit in der Kommission nicht weniger als fünf Mal erwähnt.

<sup>18</sup> Die Präsentation des 689 Seiten langen Berichts vor der parlamentarischen Kommission erfolgte im November 2021. Siehe <https://www.dekamer.be/FLWB/PDF/55/1462/55K1462002.pdf> (Letzter Zugriff: 23.01.2023)

<sup>19</sup> Siehe den öffentlichen Beitrag: Les historiens s'interrogent sur la constitution et les amalgames de la Commission 'Congo', *La Libre Belgique*, 20.08.2020 <https://www.lalibre.be/debats/opinions/2020/08/20/les-historiens-sinterrogent-sur-la-constitution-et-les-amalgames-de-la-commission-congo-KXZYXLMASZHQFHS5HQC2ZG2OGQ/>. (Letzter Zugriff: 23.01.2023)

<sup>20</sup> Brüssel, 16. Februar 2021.

<sup>21</sup> Die Arbeit dieser zweiten Runde dauerte von Februar 2022 bis Dezember 2022. Der Abschlussbericht ist konsultierbar auf der Homepage des Parlaments. Siehe : [https://www.lachambre.be/kvvcr/pdf\\_sections/pri/congo/20221122%20Constats%20experts%20\(002\).pdf](https://www.lachambre.be/kvvcr/pdf_sections/pri/congo/20221122%20Constats%20experts%20(002).pdf).

endete dennoch mit einem Paukenschlag. Die Mitglieder der Kommission verfügten grob über sechs Wochen, um den Abschlusstext mit seinen Vorschlägen für die Regierung zu kommentieren und über ihn abzustimmen.

Doch es kam zu einer Krise der Koalitionsparteien. Zündstoff war die von der Kommission empfohlene offizielle Entschuldigung der belgischen Regierung. Für die Linke bildete eine solche Entschuldigung so etwas wie ein *Minimum Minimorum*, eine *Conditio sine qua non* für alle weiteren Empfehlungen. Aus Sicht der Konservativen aber wurde eine Entschuldigung mit späteren Zahlungen finanzieller Kompensationen gleichgestellt und wurde strikt abgelehnt. Diese unversöhnlichen Positionen gefährdeten das fragile, nach und nach mühsam aufgebaute Gehäuse. Tatsächlich wurde keine Einigung auf politischer Ebene erreicht, da die Vertreter beider Parteien die Sitzung noch vor der Wahl verließen. In der nationalen und internationalen Presse war die Rede von: „Schiffbruch“, „Fiasko“, „Verschwendung“. War es aber wirklich ein Scheitern auf der ganzen Linie? Wer entscheidet darüber, was scheitern bedeutet, nach welchen Kriterien und ab wann man von einem Scheitern sprechen kann?

Was im Rahmen der Kommission getan wurde – und vielleicht noch mehr was dort eben unterlassen wurde – zeigt auf mustergültige Weise, welche Widerstände bei einer umfassenden gesamtgesellschaftlichen Erinnerungsarbeit auf den Plan treten können. Der einmal in Gang gesetzte Prozess ist dennoch irreversibel.<sup>22</sup> Nichts davon kann rückgängig gemacht werden, als sei es ungeschehen: die Arbeit am ersten und am Abschlussbericht, die Reise der parlamentarischen Delegation in drei afrikanischen Ländern, die Arbeit der Expertengruppe, die vielen Anhörungen, die Anfragen an die Regierung, ja sogar der im Rahmen einer staatlichen Institution öffentlich ausgetragener Dissens. All dies begünstigte die im Juli 2002 erfolgte Verabschiedung eines Gesetzes über die Freigabe der Archive aus der kolonialen Zeit und eines Gesetzes über den „veräußerlichen Charakter der im Kontext der kolonialen Vergangenheit des belgischen Staates erworbenen Güter“ („Loi reconnaissant le caractère aliénable des biens liés au passé colonial de l’État belge“). Damit wurde die Tür zu möglichen Restititionen geöffnet.

Die erste Lehre aus dieser Geschichtsschreibung „zwischen den Welten“ hat mit der Kluft zwischen der eigentlichen Kommissionsarbeit und ihrer späteren parteipolitischen Rezeption zu tun. In der Zeit, in der man den Anhörungen beiwohnt, jedem Argument konzentriert zuhört, sich jedes Gesicht, namentlich der Zeitzeugen des kolonialen Zeitalters, einprägt, setzt unweigerlich ein Prozess der Reflexion und Selbstreflexivität ein. Ich denke unter anderem an das Zeitzeugnis der Mischlinge, die daran erinnerten, dass sie als Kinder ihren Müttern entrissen worden waren, und dass sie erst als es zu spät war von den Briefen erfahren hatten, die ihre Mütter ihnen jahrelang geschrieben hatten – denn es wurde kein einziger Brief an den Adressaten geliefert. Von derartigen Berichten sollten sich alle Belgier betroffen fühlen. Ungeachtet der vielen Brüche zwischen ihnen sollten sie nämlich folgende Frage gemeinsam stellen: „Welche Gesellschaft wünsche ich mir als Belgier oder Belgierin für die kommenden Generationen?“

Erinnerungsarbeit ist immer eine Herausforderung. Sie verlangt im wahren Sinne eine Um-*Stellung*. Die Leitfrage dabei sollte die Frage nach dem adäquaten Ort, der richtigen „Stelle“, dem gerechten „Platz“ sein. Während der Debatten in der Kommission habe ich immer wieder sehen können, wie um einen „Platz“ gerungen wurde oder wie gekämpft wurde, um seinen Platz „nicht zu verlieren“. Im Grunde genommen ging es bei der Kommissionsarbeit immer darum, neue Plätze rund um den Verhandlungstisch zu schaffen, im Gegensatz zu einem Nullsummenspiel oder zum beliebten Kinderspiel des Stuhltanzes, der sog. „Reise nach Jerusalem“. Eine Form der empathischen Introspektion setzte bei vielen Teilnehmern der

---

<sup>22</sup> Zu vergleichbaren gesellschaftlichen Widerständen in einem anderen nationalen Kontext siehe Etienne François, Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Munich, Beck, 2001.

Anhörungen ein, die zu mehr Dialogbereitschaft und mehr Kreativität führte. Die Parteivorstände, die an diesem Prozess nicht beteiligt waren, erkannten diese prozessualen Verschiebungen nicht, und verharrten auf ihren Eingangspositionen.

## Schlussbemerkungen

Am Ausgang von Massenverbrechen setzt sich eine gemeinsame Narration aus dem Zusammenflechten heterogener Elemente und Emotionen zusammen. Eine solche Erzählung kann sich nur dann als dauerhaft und sinnstiftend für die betroffenen Bevölkerungselemente und Generationen erweisen, wenn sie zwei Bedingungen erfüllt, die man mit den maritimen Metaphern des Ankers und des Kurses umschreiben kann.

1. Die erste Bedingung heißt in der Tat, diese Erzählung an einem sturmsicheren Anker zu verfestigen. Geschichte will hier dezidiert als geschichtswissenschaftliche „Disziplin“ verstanden werden. Es kann angesichts der Buntheit und Vielfalt der erzählten Geschichte nämlich nicht um „die“ eine historische Wahrheit gehen, die ein für alle Mal, sprich: essentialistisch eingefangen werden soll. Vielmehr sollten in geschichtswissenschaftlicher Manier Quellen und Perspektiven pluralisiert werden, denn nur eine solche, vielstimmige Recherche kann zu einem besseren Verständnis der Geschichte führen. Außerdem ist diese Art der mehrstimmigen Forschung die einzige, die auf gegenseitigem Respekt basiert, und somit die früheren, jetzigen und künftigen Generationen miteinander verbinden kann.<sup>23</sup> Nur so können die Dinge wieder „richtig gestellt“ werden, wie es immer wieder hieß.<sup>24</sup> Es geht nicht allein um eine Aneinanderreihung verschiedentlicher Erfahrungen, sondern über den Weg der Vielstimmigkeit einen Mehrwert zu erlangen, indem man sie sich vieler Singularitäten nach und nach aneignet, um sie dann in einen Dialog miteinander zuzuführen, bei dem sie sich in ihrer tiefen Bedeutung gegenseitig erhellen. Es ist dies eine anspruchsvolle Geschichte, eine Geschichte, die nie zu Ende geht, und die in höchstem Maße zusammengeschrieben werden will.
2. Die zweite Bedingung ist tatsächlich, dass man Kurs hält. Die verflochtene Narration, von der hier die Rede ist, zielt nicht nur auf ein besseres Verständnis der Vergangenheit ab. Sie ist auch ein (mögliches) Korrektiv für heute und hat das Potenzial, soziale Bindungen zu schaffen. Es geht also auch um die Gegenwart und die Zukunft, indem sie für eine gewisse Form von Justiz stehen. Massenverbrechen erzeugen unwiederbringliche Schäden. Auch Gerichte sind dagegen ohnmächtig. Bevölkerungsverschiebungen lassen sich nicht umkehren, geschundene Körper lassen sich nicht reparieren, Waisenkinder werden ihre Eltern nie wieder sehen. Die Erfahrung der Erniedrigung schlägt sich auf die Würde aus. Sie ist wie abgestorben.<sup>25</sup> An dieser Stelle kann eine gemeinsame Erzählung ansetzen und die auseinanderliegenden Teile verknüpfen. Man begibt sich auf die Suche nach Fragmenten von Diskursen weniger, um Menschen zu verurteilen, sondern um in ihnen die Spur unterbrochener Leben

---

<sup>23</sup> Respekt als Grundlage der Verantwortung untersucht Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung*, Frankfurt, Insel Verlag, 1979.

<sup>24</sup> Die Formulierung kehrte vielsagend bei jedem Besuch der parlamentarischen Delegation in den drei Ländern der Region der Großen Seen wieder.

<sup>25</sup> Magali Bessone, *Faire justice de l'irréparable. Esclavage colonial et responsabilités contemporaines*, Paris, Vrin, 2019.

ausfindig zu machen, und an den Faden der verlorenen Würde wieder anzuknüpfen. Es sind meistens winzige Stimmen im lauten Gebrüll der Kontroversen und Streitigkeiten. Doch hört man ihr Flüstern wie eine leichte Brise, wenn man sie wirklich sucht. Die lädierte Würde lässt sich nur zu neuem Leben erwecken, wenn man auf das nicht eingehaltene Versprechen zurückkommt.<sup>26</sup> Es muss diese Geschichte des Versprechens erzählt werden (das ist die erste Bedingung, der „Anker“), und es sollte auf ein zukunftsorientiertes Ziel „Kurs gehalten“ werden (die zweite Bedingung), um den mehrgenerationellen Zyklus der Schiffbrüchigen hinter sich zu lassen.

*Diese wenigen Seiten fassen in aller Kürze einen Teil meines Werdegangs seit der Promotion zusammen. In ihm finden sich allerlei Wenden, Umwege und Querverbindungen, die von den Irrungen einer Forscherin und den sukzessiven Stationen ihrer Sensibilisierung Zeugnis ablegen. Während dieser ganzen Zeit waren mir Etienne François' Gedanken und Unterstützung von entscheidender Hilfe. Sie haben mich angespornt, mich mit Formen des Schweigens, mit Unstimmigkeiten und Dissonanzen, mit weniger beleuchteten Gesichtern außerhalb des Lichtstrahls zu befassen.<sup>27</sup>*

Aus dem Französischen von Thomas Serrier

---

<sup>26</sup> Über das Versprechen siehe Hannah Arendt, *The Human Condition*, Chicago, University of Chicago Press, 1958.

<sup>27</sup> Dazu Étienne François, Thomas Serrier, *À la recherche de mémoires européennes*, Vortrag am Historischen Museum Frankfurt, 24. April 2013.